

Herders Problem mit der Geschichte – und das unsere

Vortrag am 24.8.2018 anlässlich des Geburtstags von Johann Gottfried Herder
in der Stadtkirche St. Peter und Paul in Weimar

*Der Spiegel strömt über vor
Helligkeit; eine Hummel ist
hereingekommen und stößt an die
Decke: Alles ist, wie es sein
sollte, nichts wird sich je ändern,
niemand wird jemals sterben.
Vladimir Nabokov, Erinnerung,
sprich*

Da wir hier in Weimar in der Herderkirche sind, ein paar Bemerkungen über den Altar des jüngeren Cranach und zu einem Detail, auf das ich Ihre Aufmerksamkeit lenken will: Links hinter dem Kreuz im Zentrum des Bildes ist ein entsetzter Mann zu sehen, der, verfolgt von einem hängebrüstigen bärenartigen Ungeheuer mit roter Fußklaue, das einen Dornenknüppel schwingt, und einem Gerippe mit spitzem Speiß, einem Feuerabgrund entgegenläuft. Der Altar ist von 1555; Cranachs Vater hatte diesen Mann samt seinen Verfolgern schon 1529 gemalt, auf der linken Seite eines Doppelbildes mit dem Titel „Gesetz und Gnade“. Dort ist dem Flüchtenden keine andere Hilfe als ein aufgeschlagenes Buch – das Alte Testament, das „Gesetz“, auf das ein Moses zeigt. Darüber thront der Weltenschöpfer, darunter sehen wir Adam und Eva im Momente der Apfelübergabe, des Sündenfalls. Kurz: es ist die Darstellung einer nicht oder noch nicht geratenen Schöpfung. Der Baum, der die beiden Bildteile überspannt, ist auf dieser Seite verdorrt. Auf der anderen Seite sehen wir Christus am Kreuz und auferstanden über dem Grab, dessen Stein beiseite gewälzt ist. Dahinter, parallel gestaltet zum Sündenfall im Paradies auf der linken Bildhälfte, ein von einer Schlange umwundenes T-Kreuz in einer Wüstenlandschaft. Was gegen den Sündenfall aufgeboten werden kann, die Schrift und das Gesetz, retten den Verdammten nicht, der, schon im Leben geplagt, nichts weiß, als in den Höllenrachen zu fliehen. Wo Gott zum Heile seiner Menschengeschöpfe einzugreifen weiß, kann er es nur punktuell wie in der Episode aus dem Exodus, wo eine Schlangenplage die in der Wüste irrenden Israeliten heimsucht und Moses das Bild einer ehernen Schlange an einem Stab mit Querholz aufrichtet als Glaube-an-mich-und-du-wirst-gerettet-Bild.

Der jüngere Cranach korrigiert den älteren. Aus dem Vorher-Nachher oder Nicht-sondern-so wird ein einheitliches Bild, aus dem Baum in der Mitte der Gekreuzigte, zu seinen Füßen das Lamm, das die Bildteile optisch und in seinem Allegoriewert der Sündenübernahme verbindet, links neben dem Kreuz der auferstandene Christus, rechts im Bild stehen (statt der zu erwartenden Maria) Johannes der Täufer (nicht der Jünger), Luther, der das von ihm übersetzte Neue Testament vorweist, und dazwischen Cranach d. Ä., dem aus der geöffneten Seite des Heilands ein Blutstrahl den Kopf berührt wie eine durch den Sohn ins Bild gesetzte Wiedertaufe: *so geht das!* – Weltenschöpfung und Sündenfall sind verschwunden, rechts findet sich stattdessen die Verkündigung der Geburt des Heilands, geblieben ist nur der gepeinigte Sünder und sein vergeblicher Blick auf die Gesetzesschrift. Die Szene mit der Schlangenplage in der Wüste ist nach rechts gewandert und wird zur Prophezeiung der Welterlösung am Kreuz. Die zeigt sich links durch den unter den Füßen des Auferstandenen röchelnden und karbunkelübersäten Teufel und den Tod dortselbst, ein Gerippe, das unter seinem Fuß knirscht, zermalmt. – „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ – mit dieser Parole siegte das Christentum.

Der Sündenfall kann ad acta gelegt werden wie der Schöpfungsakt des Vaters, der unvollkommen und in der Verkündigung des Sohnes aufgehoben ist. Die Geschichte vor Christus zieht sich zusammen in der Allegorie des wirren Weges durch den Sinai und die Verkündigung des Kreuzes im Schlangenbeschwörungswunder. – Eine merkwürdige Episode, nebenbei. Der Herr, heißt es bei Moses 4, 6, sandte „feurige Schlangen unter das Volk, die bissen das Volk, daß viele aus Israel starben“. Derlei Schlangenheimsuchungen gibt es in der arabischen Wüste tatsächlich. Lawrence von Arabien berichtet in seinen „Sieben Säulen der Weisheit“: „... die Schlangenplage, die uns bereits seit dem Betreten des Sirhan verfolgte, hatte sich nachgerade zu einem wahren Schrecken entwickelt. Für gewöhnlich, sagten die Araber, war es mit den Schlangen im Sirhan nicht schlimmer als an anderen, wasserreicheren Stellen der Wüste; in diesem Jahr jedoch schien das Tal förmlich zu wimmeln von Hornvipern und Puffottern, Kobras und anderen schwarzen Schlangen. Bei Nacht war jeder Schritt gefährlich (...) nach Eintritt der Dunkelheit konnten wir kaum Wasser holen ...“¹ Bei Moses heißt es weiter, daß er auf Gottes Geheiß eine „eherne Schlange“ machte und sie „hoch auf (richtete). Und wenn jemanden eine Schlange biß, so sah er die eherne Schlange an und blieb leben.“ (9) Die eherne Schlange erhält sich und wird zu allerlei Götzendienst mißbraucht, so daß sie von Hiskia zerschlagen wird (2. Könige, 4). Nichtsdestoweniger heißt es im Johannesbrief: „Und wie Mose in der Wüste die Schlange erhöht hat, so muß der Menschensohn erhöht werden, damit alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben.“ (Johannes 3,14) Das ist sehr merkwürdig, denn es ist ja eigentlich ein Tabu-Zauber, man bekämpft das Übel mit seinem Abbild, und das wird nun zum Erlöser von

¹ T. E. Lawrence, Die sieben Säulen der Weisheit, Berlin 2011, S. 317.

Tod und Sünde – die Cranachs nahmen es konsequent bildlich, Kreuz (sogenanntes T-Kreuz, Balken mit Querstange) hier wie da, das Tertium ist das Leben.

Cranach der Ältere, noch einmal, stellt uns ein Verhältnis von These und Antithese vor. Bei Cranach dem Jüngeren wird das dynamisch und zeitlich: vorher/nachher als Frage und Antwort. Wir stehen davor, aber anders als bei dem Älteren. Mit der in die Mitte gerückten Darstellung des Gekreuzigten wird eine Neue Zeit bezeichnet, auf die aber die Vorzeit hinführt und die in dieser durch die Prophezeiung und die Allegorie der Schlangenbeschwörung enthalten ist. Wir sind Teil des Ganzen, das wir im Blick als *eine Geschichte* er- und umfassen. Nicht wenn wir wählen, so oder so, gehören wir dazu, sondern wir gehören dazu, weil wir Teil der Geschichte sind, als Nachgeborene und als Betrachtende, die sehen, wovon wir Teil sind. Das Geschehen auf Golgatha ist ein historisches Ereignis. Wir stehen vor dem Bild, das uns als Teil dieser Geschichte eingemeindet. Das Geschehen ist nicht nur passiert, das, was vor uns war, ist nicht einfach vergangen, sondern es hat Sinn gestiftet, dessen Teil wir sind, und als Betrachter des Bildes sehen wir das ein.

Die Vorstellung, daß das, was in der Zeit auf der Welt passiert, nicht einfach nur ein Nacheinander und, was Sinn und Unsinn dabei ist, ein wahres Durcheinander sei, mag zwar nicht unsere Meinung sein, ist uns aber so geläufig, daß wir Schwierigkeiten haben, uns in Zeiten und Köpfe hineinzudenken, wo und in denen das ein gänzlich fremder Gedanke gewesen ist. Karl Löwith hat das Christentum mit und seit Augustinus dafür verantwortlich gemacht, daß wir Opfer einer wahren Geschichtsobsession geworden sind, nicht zu unserem Heile. Man sagt, daß es die Eroberung Roms durch Germanen gewesen sei, die Augustinus dazu brachte, eine Antwort auf die Frage zu suchen, wie Gott so etwas zulassen könne, und sie sich folgendermaßen dachte: Es gibt nicht eine, sondern zwei Geschichten, eine im Vordergrund, das ist die manifeste, die in Geschichtsbüchern aufgezeichnet wird und von der wir Zeitgenossen als Nachrichten hören. Und es gibt eine zweite, verborgene, aber der Einsicht zugängliche (modern würden wir sagen: intelligible). In der ersten spielt der Fall Roms eine große, sozusagen „welt“geschichtliche Rolle, in der zweiten keine, nämlich keine heilsgeschichtliche. Roms heilsgeschichtliche Rolle war die Eroberung der Welt, damit Geburt und Tod Jesu im römischen Reich stattfinden und die Nachricht davon sich in ihm, d. h. der Welt, verbreiten konnte. Nachdem diese Aufgabe erfüllt war, konnte Rom abtreten. Den Gedanken finden wir, ohne einen Gott im Hintergrund, aber mit durchaus heilsgeschichtlicher Pointierung, wobei hier die Zweiteilung der Geschichte aufgehoben und Geschichte schlechthin zur Heilsgeschichte wird, bei Hegel. Was historisch wird, ist vernünftig und ein vernünftiger Schritt zur Vervollkommnung des Menschen; was, nachdem der Schritt getan ist, aus dem, der ihn historisch tat, wird, spielt keine Rolle mehr. Caesar und Napoleon starben, als sie starben, weil die Geschichte sie nicht mehr brauchte.

Der Gedanke, daß Geschichte als solche (nicht nur als verborgene heilsgeschichtliche im Hintergrund) einen „Sinn“ habe, den man durch intellektuelle oder spirituelle Mühen herausbringen könne, ist neu. Den englischen Historikern des 18. Jahrhunderts, Gibbon („Untergang des römischen Reiches“) und Hume („Geschichte Englands“), war er durchaus fern. Mehr als das: sie hätten ihn ausgesprochen abwegig gefunden. Auch wer Geschichte so schrieb, daß die Gegenwart einen Fortschritt gegenüber der Vergangenheit darstellte, Voltaire etwa, tat das nicht so, daß er die Gegenwart als Ziel der Vergangenheit auffaßte. Es war so gekommen, wir können es gutheißen, aber es war, wie alles Geschichtliche, eben „bloß so“ gekommen. Ohne tieferen oder höheren Sinn.

Aber Hegel war nicht der erste, der in die Geschichte der Menschheit einen Sinn hineinlas. Wir sprechen heute über einen, der das früh und, wie soll man sagen? mit aller Leidenschaft tat, Johann Gottfried Herder. – Ich möchte mich heute nur mit einer Schrift befassen, sie heißt „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“, und wie der Titel sagt, ist sie, so heißt der Untertitel, „Beitrag zu den vielen Beiträgen des Jahrhunderts“. Denn darum geht’s: man schrieb allenthalben über Geschichte und, so sieht es Herder mit aller Entschiedenheit, man tut das, ohne wirklichen Sinn dafür zu haben, ohne eigentlich „historisch“ zu denken.

Für Herder gibt es zwei Arten, unhistorisch zu denken, beide ärgern ihn zutiefst, gegen beide schreibt er, beide spornen ihn an, zu schreiben. Die eine Art ist, die eigene Zeit, die Gegenwart, in der man lebt, in ihrem Wert zu überschätzen. Das ist für Herder das intellektuelle Laster seiner Zeit, die sich „aufgeklärt“ nennt, sein Repräsentant Voltaire. Man könnte die eitle Selbstüberschätzung der Zeit mit den Worten des Famulus Wagner aus „Faust I“ charakterisieren – „es ist ein groß Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen; zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht, und wie wir’s dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“ Ähnliche Sarkasmen durchziehen Herders Schrift. – Die andere Art ist, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen, über dem Detail, dem oft unleugbar furchtbaren, Gewalt, Verblendung, Unordnung und Unsinn, das Große/Ganze der Entwicklung nicht zu sehen, der Entwicklung zum Besseren doch –? ja, würde Herder dann nicht etwas einräumen müssen, das er zuvor vehement als Verblendung und Zeiteitelkeit kritisiert hat? Wir werden sehen, wie er sich das zurechtdenkt. Zunächst zum Gang der Schrift.

Vergessen wir nicht, daß Herder Theologe war, vor allem aber vergessen wir nicht, daß Herder Prediger war. Und wie es den guten Prediger auszeichnet, daß er in der Lage ist, aus einem kleinen Textstück – das, was nach dem Kalender grade dran ist – ein Panorama der Welt, der Seele, der Moral herauszudenken und auszumalen, so spinnt Herder sein Predigtgewebe aus einem kleinen Textstück, das er gar nicht zitiert, aber auslegt – es ist, versteht sich, der Anfang

aller Anfänge, die Genesis. Der erste Satz seiner Schrift: „Je weiter hin es sich in Untersuchung der ältesten Weltgeschichte, ihrer Völkerwanderungen, Sprachen, Sitten, Erfindungen und Traditionen aufklärt: desto wahrscheinlicher wird mit jeder neuen Entdeckung auch der Ursprung des ganzen Geschlechts von Einem (...) Ein Menschenpaar ...“

Adam und Eva werden nicht genannt, wie sie auch auf dem Altarbild nicht vorkommen, aber man versteht schon. Das Paar war in eine bekömmliche Umwelt entlassen, „unter den mildesten Einflüssen der schaffenden Vorsehung, unter Beistande der erleichternden Fügungen rings um sich her“ – nichts von Schweiß und Schmerz – dort begann alles, was mit uns sehr wohl nicht endet, aber was wir von uns aus überschauen können, wo jener „Faden anspann, der sich nachher mit solchen Wirrungen weit und lange fortgezogen“. ² Am Ende wird er vom Baum, vom Keim, vom Stamm, von den Ästen, Blättern und, ja, Früchten sprechen.

Wie alles anfang also und wo – wie es sich gehört im fernen Morgenland. „Patriarchenluft“, wie Goethe später und über spätere Zeit im „Westöstlichen Divan“ sagt, so schrieb man im dichterisch gesonnenen Europa über den mittleren und vorderen Orient: „für alle Jahrhunderte der Menschenbildung die ewige Grundlage: *Weisheit* statt Wissenschaft, *Gottesfurcht* statt Weisheit, *Eltern- Gatten- Kindesliebe* statt Artigkeit und Ausschweifung, *Ordnung des Lebens, Herrschaft und Gottregentschaft eines Hauses* das Urbild aller bürgerlichen Ordnung und Einrichtung – in diesem allen der *einfachste Genuß* der Menschheit aber zugleich der *tiefste* – wie (sollte) das alles, ich will nicht fragen, erbildet, nur angebildet, fortgebildet werden, als – durch jene *stille ewige Macht des Vorbilds*“ (12f.). So fing alles an, einfach gesetzt, kraftvoll vorbildhaft, vorausweisend heißt es schon „bürgerliche Ordnung“, ist Familie, patriarchalische, ordentlich gefügte, Beginn der Gattungsgeschichte, ist schon das immerwährende Urbild des Beginns jeder einzelnen Entwicklung (wie sie sein soll), man tritt aus solchen Verhältnissen heraus, wenn die Zeit da ist, man tut das kraftvoll, wenn man unter solchen Umständen gekräftigt ist, und dann wird es schon werden und geraten mit dem Jünglingsleben und mit der Weltgeschichte auch, versteht sich. Das ist der Ton, den Herder anschlägt, und so klingt es fort, und wenn wir jetzt gleich mit unseren trainierten Ohren die Mißtöne hören, ja nur *den* Mißton schlechthin vernehmen, den unsere Zeit nun einmal hören muß, dann können wir uns nicht viel darauf einbilden, weder auf unser ausgebildetes Ohr noch auf das, was wir damit anfangen – anders gesagt: „Patriarchenluft! Ich bitt’ Sie!“ – nur: das ist es dann schon auch. Nein, hören Sie bitte weiter zu.

Also das fügte sich alles unter günstigen Klimaten und der gleichfalls günstigen Lebensform des Hirtendaseins, „das unausgezwungene Ideal einer *Patriarchenwelt*“ – „unausgezwungen“: man

² Johann Gottfried Herder, Auch eine Philosophie der Geschichte zu Bildung der Menschheit. Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts, in: Ders., Werke in zehn Bänden, Bd. 4, herausgegeben von Jürgen Brummack und Martin Bollacher, Frankfurt am Main 1994, S. 11.

lasse sich solche Wörter gefallen –, „das unausgezwungene Ideal einer *Patriarchenwelt*, auf welches alles in der Natur trieb: außer ihm kein Zweck des Lebens, kein Moment Behaglichkeit oder Kraftanwendung zu denken“ – man hatte zu tun, aber man mußte sich nicht mühen, das Leben lief fort, große Projekte standen noch nicht an ...: „Gott!“ – ja, wo kommt jetzt der her? wo ein Patriarch ist, wird Feuerbach später sagen, denkt man sich drüber auch gleich einen Gott, die Linie muß nach oben verlängert werden, daraus entsteht Legitimation wie Legitimationsnötigung – Herder sagt so nicht, einstweilen tut er ja auch so, als wäre es nur ein Ausruf kindlich-freudigen Erstaunens: „Gott! Welch ein Zustand zu Bildung der Natur in den einfachsten, notwendigsten, angenehmsten Neigungen! – *Mensch, Mann, Weib, Vater, Mutter, Sohn, Erbe, Priester Gottes, Regent und Hausvater*, für alle Jahrtausende soll er da gebildet werden! und ewig wird, außer dem tausendjährigen Reiche und dem Hirngespinnste der Dichter, ewig wird *Patriarchengegend* und *Patriarchenzelt* das *goldne Zeitalter der kindlichen Menschheit* bleiben.“ (14f.)

So tönt es fort, und dieser schwärmerische Ton ist der der ganzen Schrift. Er mag uns fremd sein (ja, wo haben wir heute und hierzulande noch Prediger, es sei denn das britische Königshaus läßt aus den USA einen ein), aber kühlen wir es runter aufs ästhetische Urteil: der Herderschen Eloquenz verdanken wir einige der schönsten Passagen der deutschen Literatur. Das sei nur angemerkt, damit man es mithört.

Natürlich kann man es auch anders sehen, nicht so idyllisch, man kann statt „patriarchalisch“ auch „despotisch“ sagen, statt „einfach“ auch „roh und ungebildet“ und so fort. Herder räumt das ein, aber so sei es nun einmal gewesen und hätte nicht anders sein können: am Anfang. Differenzierung kommt später, würden wir heute sagen, Herder wählt das vielimplizierende Wort von der „Kindheit der Menschheit“. Das Kind braucht Begrenzung, braucht „Vaterregierung“, alles um es her kostet es als „Muttermilch und väterliche(n) Wein“ (17), und kindliche Religiosität stellt sich in so beschaffenem Ambiente von selbst ein. Beharren wir darauf, das anders zu sehen, dann müssen wir mit unseren Maßstäben, und wenn wir das tun, verstehen wir unsere eigene Geschichte nicht, denn diese Maßstäbe sind erst Ergebnis einer Geschichte, die nach solchen nicht gebildet ward. Das ist kein schlechtes Argument, jedenfalls eines, das uns davon abhalten sollte, voreilig zu sein. – Herder sagt, daß es so angefangen habe, weil es anders nicht habe anfangen können, und daß jede Zeit nach dem beurteilt werden müsse, was sie in sich selbst gewesen sei (was sie habe sein können und sein müssen) – und was sie als Vorstufe zu einer nächsten Zeit gewesen sei. Das verstehe man nicht falsch. „Vorstufe“ heißt eben nicht „*nur* Vorstufe“, noch einmal: eigenes Recht, eigene Würde, eigene Maßstäbe. Diese Art, Geschichte zu sehen, ist für das Verständnis von Literatur ausgesprochen folgenreich gewesen. Nicht zuletzt Herder ist es gewesen, der lehrte, die „Poesie der Völker“ und anderer Zeiten nach ihren immanenten ästhetischen Maßstäben zu lesen und zu würdigen – Spruch, Märchen, Sage, Lied,

Epos – und nicht abzutun als unausgebildete Form dessen, was später einmal Weimarer Klassik zu werden bestimmt war, die sich dann dieser Formen gleichsam leutselig und mit einem Lächeln bediente.

Kindheit also, aber die dauert, und einförmig ist sie nicht, man kann unterschiedlich heranwachsen, wenn der Grund gut gelegt ist. „Die Vorsehung leitete den Faden der Entwicklung weiter – vom *Euphrat, Oxus und Ganges* herab, zum Nil und an die *phönizischen Küsten* – große Schritte!“ (19) Herder verbindet seine Gleichnisrede vom Heranwachsen mit Geographie. Kein Hirtenleben am Nil, Schlamm und Ackerbau, zentrales Regiment der Bewässerungswirtschaft, „*Landessicherheit, Pflege der Gerechtigkeit, Ordnung, Polizei*“, ergo „*Ordnung, Fleiß, Bürgersitten*“ (20), und der marxistische Geschichtstheoretiker würde zu Recht hinzufügen: Mehrprodukt, Vorrat, zentrale Verwaltung, ergo Überschuß, Architektur, Kunst. „Aegypten *hatte keine Weiden* – der Einwohner mußte also Ackerbau *wohl lernen*, wie sehr erleichterte (die Vorsehung) ihm dies schwere Lernen durch den *fruchtbringenden Nil*. Aegypten hatte *kein Holz*: man mußte mit Stein bauen lernen: *Steingruben genug da*: der Nil *bequem da*, sie fortzubringen – wie hoch ist die Kunst gestiegen! wie viel entwickelte sie andere Künste!“ (21f.) Und, sicher doch, aufgeklärte Zeiten sind das nicht, noch lange nicht: „Die Entwicklung geschah aus Orient und der Kindheit herüber – natürlich mußte also noch immer *Religion, Furcht, Autorität, Despotismus* das *Vehikulum der Bildung* werden: denn auch mit dem Knaben von sieben Jahren läßt sich noch nicht, wie mit Greis und Manne *vernünfteln*“, was soll's, darauf herumzureiten, daß die Ägypter – ihre politische Verfassung, ihre Kunst und Literatur, ihre Religion – noch nicht so waren wie das, was wir dann an den Griechen so mögen (Herder lebte in gräkophilen Tagen), alles so, wie es kann, und alles ist, was es ist, zu seiner eigenen Zeit, das ist die Melodie, auf die alles geht. „Torheit“, die Eigenart aus „dem Knabenalter des menschlichen Geistes herauszureißen, und mit dem *Maßstabe einer andern Zeit* zu messen!“ (22)

So ausführlich kann ich nicht fortfahren. Neben den Ägyptern die Phönizier, das heißt Küste, Handel, Seefahrt, Münzwesen, Alphabet. Es folgt das Jünglingsalter, Griechenland, versteht sich, alles wird neu und adoleszent, „*Jünglingstraum* und *Mädchensage*!“ – aber immer auf dem je geographischen determinierenden Boden – determinierend, das heißt: Neues erzwingend und Neues ermöglichend: „Griechenland rückte weiter: ägyptische *Industrie* und *Polizei* konnte ihnen nicht helfen, weil sie kein *Aegypten* und keinen Nil – *phönizische* Handelsklugheit nicht helfen, weil sie keinen *Libanus* und kein *Indien* im Rücken hatten“ (als Quelle für Handelsgüter): „zur *orientalischen* Erziehung war die Zeit vorbei – genug! es ward, was es war – *Griechenland!* Urbild und Vorbild aller Schöne, Grazie und Einfalt! Jugendblüte des menschlichen Geschlechts – o hätte sie ewig dauren können.“ (29) Wie Mutter Kempowski am Weihnachtsabend sagt: O, warum kann es nun nicht immer so sein!

Kann es nicht, auf Jugend folgt, naja: „Mannesalter“, Rom ist's, und die Tugenden sind, wir werden uns nicht wundern, „*Römertugend! Römersinn! Römerstolz!*“ (30) Und Herder nimmt den Gedanken des Augustinus auf: Rom schafft eine zusammenhängende Welt, in der, was an einem unbedeutenden Ort geschieht, die Chance hat, sich überallhin zu verbreiten. Doch den Gedanken eines heimlichen Zwecks (wie bei Augustinus), überhaupt jeglichen Zwecks eines historischen Geschehens läßt er gar nicht erst aufkommen: „Auf keine Weise (...) von Vorteil oder Nachteil geredet, allein von *Wirkung*.“ (32)

Es geht Herder darum, daß das eine das andere bewirkt, daß aus dem einen das andere folgt, daß das eine zum andern hinzutritt, daß stets Neues kommt, aber das Alte in sich aufnimmt, fortsetzt – „aufhebt“, wird Hegel wortspielerisch sagen –, der Sinn des Ganzen ist nichts anderes als die Bewegung, eben daß es weitergeht. Gegen zwei andere Ideen wendet sich Herder dabei, wir hatten es schon erwähnt: „Wer bisher unternommen, den *Fortgang der Jahrhunderte* zu entwickeln, hat meistens die Lieblingsidee auf der Fahrt: Fortgang zu *mehrerer Tugend* und *Glückseligkeit*“ (40), Abwertung vergangener Zeiten, Aufwertung der eigenen. Das ist Eitelkeit, Selbstüberhebung und, nebenbei, Geschichtsklitterung. Die andere Idee ist, Geschichte als einen geschichtlichen Gang zu leugnen. Wer die eitle Idee der Geschichte als Fortschritt zu uns selbst nicht plausibel fand, aber nichts Besseres gewußt habe, der sei versucht gewesen, gleich jeden Sinn, jede Ordnung zu leugnen: „menschliche Sitten und Neigungen, wie *Blätter des Schicksals* fliegen, sich umschlagen – *kein Plan! kein Fortgang! ewige Revolution – Weben und Aufreißen!* – *penelopische Arbeit!* – Sie fielen in einen *Strudel*, Skeptizismus an aller Tugend, Glückseligkeit und Bestimmung des Menschen (...) – der neueste Modeton der neuesten, insonderheit *französischen Philosophen*, ist Zweifel!“ (40f.) Ja, er meint sie alle, mit Montaigne fing es an, Bayle folgte, und nun haben wir Voltaire, Hume, Diderot. Nicht die Schlechtesten, wenn Sie mich fragen, und ich frage meinerseits: wo ist der Einwand? Man sagt doch, wenn etwas watschle wie eine Ente, quake wie eine Ente, aussehe wie eine Ente, dann dürfe man annehmen, es sei eine Ente. Wenn sich etwas darbietet wie die menschliche Geschichte, dann ... – dann kommt uns Herder mit dem Gleichnis vom menschlichen Wachstum, aber das ist natürlich problematisch geworden, denn was folgt auf das „Mannestum“ – nun, vielleicht ein zweites, reiferes, aber wenn wir in der Gegenwart angekommen sind?: Siechtum und Tod. Drum ändert Herder das Gleichnis in den wachsenden Baum, der sich aus dem Stamm verzweigt ... aber dann? müßte man nachfragen ... und wenn er vom Wasser redet, vom Bach, vom Strom, seinen Windungen und Strudeln, allein am Ende mündet er ins Meer... – was wo? was was wäre? Am Ende der Zeiten werden wir's sehen? Das Problem, das jeder hat, der über Geschichte als einen Prozeß und nicht als chaotisches Hin und Her und mal so und mal so und drüber und drunter sprechen will, kann das nicht mit verdeckten Karten tun, sondern muß sagen, in welcher Hinsicht es dies Chaos *nicht* ist, und er darf das nicht

so tun, wie Charlie Chaplin seine Koffer packt: was raushängt, wird abgeschnitten. Und wenn er anstelle des Augenscheins ein Gleichnis setzt („Sieh, was du siehst, so an, dann fügt es sich“), wird festgestellt, daß er das Problem in sein Gleichnis einbaut oder es aufgeben muß, weil es hinten und vorne nicht stimmt. Herder kann seine Gleichnisse durchhalten, weil er einen so wunderbaren Stil schreibt, daß man ihn nicht unterbrechen möchte mit solchen Einwänden, weil die wie Mäkeleien klingen, sondern lieber weiter zuhören. Aber was dann?

Sein Blick, versichert er uns, sei „weiter als jene Philosophie, die (...) alles zum Ameisenspiele, zum Gestrübe einzelner Neigungen und Kräfte ohne Zweck, zum Chaos“ mache, „in dem man an Tugend, Zweck und Gottheit verzweifelt“. Und, Prediger Herder, wenn man's täte? Wenn man, vielleicht nicht an Tugend, die man doch auch üben kann, wenn's drunter und drüber geht, wohl aber an „Zweck“ und „Gottheit“ – ja, vielleicht gar nicht verzweifelte, sondern solche Obsessionen gar nicht brauchte, weil, nunja, weil man sie eben nicht braucht? Dann, antwortet der Prediger, wirst du aus deinen Depressionen nicht hinausfinden. Mag sein, aber hast du ein Remedium? Ja, antwortet Herder, meine Sicht auf die Geschichte ist eben dies, und dies muß mir gelingen: „Wenns mir gelänge, die disparatesten Szenen zu binden, ohne sie zu verwirren, – zu zeigen, wie sie sich aufeinander beziehen, aus einander erwachsen (...) alle im Einzelnen nur Momente, durch den Fortgang allein Mittel zu Zwecken – Welch ein Anblick! (...) welche Aufmunterung zu hoffen, zu handeln, zu glauben“ – und ruhig sagt der Prediger Herder: „Ich fahre fort –“ (42).

Es folgt das, was wir Mittelalter nennen, und Herder natürlich nicht so nennt, das römische Reich, das seine historische Rolle ausgespielt hat, darf, kann, muß gehen (so sah es auch Augustinus), ein neuer Schauplatz – „Norden wars“, aber bleibt es nicht, „welche *neue nordsüdliche Welt*“ (42f.), deren Panorama Herder sehr detailliert entwirft – jetzt kommt auch das Christentum ins Spiel, das auf so erweitertem Terrain werden kann, was es, so Herder, von Gründungszeiten her gewesen, die „*Religion der alten Welt*“ (45), die „*eigentliche Religion der Menschheit, Trieb der Liebe, und Band aller Nationen zu einem Bruderbeere*“ (46), „*lauterste Philosophie der Sittenlehre, die reinste Theorie der Wahrheiten und Pflichten, von allen Gesetzen und (...) Landesverfassungen unabhängig, kurz wenn man will, der menschenliebendste Deismus*“ (47). Man denke: „Deismus“ – da landet der Pastor dort, wo Lessing in seiner Auseinandersetzung mit dem Hamburger Pastor Goeze auch gelandet war (der Preis war ein Publikationsverbot), nämlich bei einem Christentum als universalisierbarer Sittenlehre, nota bene: ohne Bibel, ohne Gott, beides braucht's nicht, allenfalls colorandi causa zur Ausmalung des Hirtenzustands der frühen Menschheit. Ja, Wieland und Goethe wußten sehr wohl, wen sie in dieser Hinsicht in Weimar haben wollten.

Herder malt ein großes Panorama des sich bildenden mittelalterlichen (noch einmal: nicht sein Begriff!) Europa, geht sehr wohl darauf ein, daß diese Zeit, was ihre Bewertung angeht, in seiner Zeit nicht eben hoch im Kurse steht („*Aberglauben und Dummheit, Mangel der Sitten und Abgeschmacktheit*“), doch: „All das ist wahr und nicht wahr“ (51), aber eben doch, wir kennen jetzt die Melodie, notwendig, damit es weitergehe mit der lieben Menschheit. Niemand, der Kind einer Zeit ist, schmähe die vergangene, ist er doch ihr Erbe! „Ich will nichts weniger als die ewigen Völkerzüge und Verwüstungen, Vasallenkriege und Befehdungen, Mönchsheere, Wallfahrten, Kreuzzüge verteidigen: nur erklären möchte ich sie: wie in allem doch Geist haucht“ Nota bene: „Geist“, nicht „Gott“. „Gärung *menschlicher Kräfte. Große Kur* der ganzen Gattung durch *gewaltsame Bewegung*, und wenn ich so kühn reden darf“ – Sie dürfen, Prediger Herder, ist die Kanzel nicht die Ihre? – „das Schicksal zog, (allerdings mit großen Getöse (...)) *die große abgelaufne Uhr auf!* da rasselten also die Räder!“ (53) Ja, da mag sich dann der Feingeist unserer Zeit die Ohren zuhalten – wie lächerlich!

Alles Mittel zum Zweck, „aber kein Ding im ganzen Reiche Gottes (...) ist *allein* Mittel – alles *Mittel* und *Zweck* zugleich“ (54), und nun kommt das Gleichnis vom Baum, an dem ja alles Baum ist und nicht nur Trägerkonstruktion für die Birne, die vielleicht daran hängt, denn der Stamm, fest und solide, kann sich nun verzweigen – wir würden heute sagen: differenzieren, in allerlei Unterschiedlichkeiten, vor allem nationale, französisch ist etwas anderes als englisch oder spanisch, und „deutsch“ gibt es sowieso erst als Thüringen, Sachsen, Frankfurt, Schwaben und so fort: „so viele *Brüdernationen* und *keine Monarchie* auf der Erde“ (56), soll heißen: kein europäischer Zentralismus, der diese Differenzierung erstickt hätte – gut, daß die Habsburger Ambitionen mißrieten, und auch Gustav Adolf mußte fallen.

Und wieder eine neue Zeit, die Zeit Herders, aber auch die kam nicht fein und friedlich. Reformation ist Revolution, wie auch anders, und es brauchte grobe Werkzeuge dazu. Alles fängt klein an, so auch die Reformation, Unbehagen hier, Weiterdenken da, „Mensch, du warst nur immer, fast wider deinen Willen, ein kleines *blindes Werkzeug*.“ Aber nicht nur: „was *Luther* sagte, hatte man lange gewußt, aber dann sagte es *Luther!*“ (59), denn die braucht’s auch für die Entwicklung, damit sie nicht immer schleiche, die gar nicht so sehr „großen“ als vielmehr brachialen Einzelnen, Luther, Cromwell, Robespierre, Lenin – ja, die beiden Letzteren kannte Herder nicht (Robespierre, da er in Bückeburg dies schrieb, noch nicht), und wir sind, Anfang des 21. Jahrhunderts, doch empfindlich geworden gegenüber diesem Brachialismus des „Wo gehobelt wird, fallen eben Späne“, und was sind schon Späne gegen die, die da hobeln – aber was soll aus der Geschichtsschreibung werden, wenn sie aus Verzweiflung über die unendlichen Mengen an Spänen das brutale Hobelwerk einfach nur abscheulich findet und den Bettel irgendwann hinschmeißt, wie Wieland empfahl: das Buch der Geschichte wirklich zu lesen, sei

eine Strafe, der kaum die schlimmsten Verbrecher unterworfen werden dürften – wer das nicht will, und Herder wollte sichtlich nicht, ja der muß über die Späne hinwegpredigen und – „ich fahre fort“ – eben fortfahren, wie die Geschichte fortfährt, ohne, wie man so treffend sagt, Rücksicht auf Verluste.

Was seine Gegenwart angeht, ist Herder da empfindlicher. Er will seiner Gegenwart ja die Hoffart des „wie wir’s so herrlich weit gebracht“ austreiben, und das ist dann eine andere Art von Predigt. Was wir „Staatskunst“ nennen und „neue philosophische Regierungsart“ – was ist’s, wenn man hinsieht?: „*Trommeln, Fahnen, Kugeln und immerfertige Soldatenmützen*“ (61), „die ganze einzige Triebfeder unsrer Staaten, *Furcht und Geld*“ (71). Und Herder mustert im Geschwindschritt alles, worauf das Zeitalter stolz ist, und tut’s beiseite: achwas!, zum Exempel die Öffnung der Welt durch freien Handel: „System des Handels‘ – Das Große und Einzige der Anlage ist offenbar! *Drei Weltteile* durch uns *verwüestet*“ (74). Und es bleibt nicht bei solchen polemischen Spitzen; er analysiert, was seine Zeit ausmacht: Mechanik. Mechanik in den technischen Neuerungen, Mechanik im Denken und Schreiben – dagegen: Herders Predigtton! –, in allem kruder Bastelsinn, Staat, Verfassung wachsen nicht, sondern müssen gebaut werden, denkt jedenfalls der mechanische, der Bastelsinn; gelernt wird nicht mehr aus Erfahrung, sondern aus Büchern (und was für schwachbrüstigen!), man fängt sogar an, aus der Natur Gärten („*Architektur auf der Fläche*“ (77)) zu machen ... Herders historisches Denken, die Apologie des Wachstums, die emphatische Beschreibung der Geschichte als etwas Nicht-Gemachtes, nicht Ausgedachtes, aber sehr wohl (ganz gleich, wie gut und wohl im Einzelnen) im Ganzen Geratenes ist der emphatische Protest gegen solches Denken, solche Gegenwart. Und er geht weit damit – sehr weit und eindrucksvoll: „Wir haben keine *Straßenräuber*, keine *Bürgerkriege*, keine *Untaten* mehr‘ – aber *wo?* *wie?* und *warum* sollten wir sie haben? Unsere Länder sind so wohl *poliziert*, mit Landstraßen verhauen, mit Besatzungen *verpfropft*, Äcker *weislich* verteilt, die *weise* Justiz so wachsam – *wo* soll der arme Spitzbube, *wenn er auch* Mut und Kraft zu dem rauhen Handwerke hätte, es treiben? *warum* es aber auch treiben? Er kann ja nach den Sitten unsers Jahrhunderts auf eine weit *bequemere*, gar *ehrwürdige* und *glorreiche* Weise *Haus-Kammer-* und *Bettrüber* werden – in diesen Bedienungen vom Staate *besoldet* werden, – warum sich nicht lieber besolden lassen?“ (79) Warum, fährt Brecht fort, eine Bank berauben, wenn man auch eine gründen kann?

Es ist keine Jeremiade. Er weiß ja nicht nur, daß er Recht *hat* gegen seine Gegenwart, er weiß doch auch, daß er Recht *behalten* wird, geht es doch immer weiter, und was ist, geht vorbei, geht unter. Und dann? Nichts *bleibt* in der Geschichte, jedenfalls nicht, was es ist, alles *wird*, und was ist, ist Werden – nun, gewiß, aber *was* wird werden? Was wird werden aus seiner Zeit? Wir wissen um mehr als zwei Jahrhunderte auf diese Schrift folgendes Werden, und, sicher doch, hinterher

ist man immer klüger – wenigstens das! Wir wollen ihm die Frage nicht unter die Nase reiben, wie er wohl die Blutbäder des zwanzigsten Jahrhunderts in seine Philosophie der Geschichte eingefügt hätte – hätte er noch einmal das Bild vom lautstarken Aufziehen der Uhr – gewiß, *laut* hat es da gerasselt! – bemüht? Und wenn, wäre uns da nicht aufgefallen, daß ein Schema, so exzessiv bemüht, sehr nach dem aussieht, was er so verabscheut: Mechanik? Ja, Natur und Geschichte, das bildet sich und wuchert und so fort, aber Ordnung, die muß man erfinden, dann heißt man Linné zum Beispiel oder eben Herder oder später Marx. Mechanik eben, kein Wunder, daß ihm das Uhrwerk einfällt.

Aber wenn alles ein Werden ist, noch einmal: *was wird werden?* Was wir *aus uns* werden? *Was wird aus uns?* Er weiß es nicht. Wie sollte er. Er wußte es nicht 1773 in Bückeburg, er wußte es nicht später in Weimar, er wüßte es nicht, heute in Weimar. So ist das mit den großen Orchestern der Geschichtsphilosophie. Wenn die Musik bis zum Satz gespielt hat, der die Gegenwart besingt, geht den Posaunen die Puste aus, und den Violinistinnen und dem Mann an der Pauke werden die Arme schwer. (Und, erlauben Sie mir den Einwurf, seien Sie froh! Wenn der eine oder andere die Paradiese der Zukunft herbeimusizieren will, vielleicht heißt er Fourier oder Trotzki, dann klingt es abscheulich, bestenfalls wie Blaskapelle auf dem Jahrmarkt, meistens wie Marschmusik.)

Er hatte das Gleichnis vom Baume gewählt, also Wurzel, Stamm, Krone, Verwipfelung in Zweige – der Spott für seine Zeit lag in der Konsequenz des Gleichnisses: da waren nur noch die Zweiglein, die Spitzen übrig und das Laub, das im Winde lispelt – unser Denken, unsere Philosophie nur noch kraftarmes leises Bewegtwerden, „ja, wir sind dort oben die *dünnen, luftigen Zweige*, freilich bebend, und *flisternd* bei jedem Winde; aber ...“ – aber, nie Resultat nur, auch Zweck in sich, etwas, das so nie war, auch das Spätzeitliche, Kraftarme, schön doch auch und so nie zuvor gewesen: „aber spielt doch der *Sonnenstrahl* so schön durch uns! stehn über Ast, Stamm und Wurzel *so hoch, sehen so weit* und – ja nicht vergessen, können *so weit* und *so schön flistern!*“ (78f.) Ganz ohne Spott kann das der nicht sagen, der eben nie flüstert, wenn er predigt. Aber nun: Blatt, und was dann? Soll sich die Menschheit sagen, was derjenige sagte, der sein eigenes Denkmal sah und sagte: da haben die Vögel was zum Draufsitzen?

Nein, liebe Philosophenkollegen, sagt Herder, natürlich ist mit uns die Geschichte nicht an ein Ende gekommen! Mach dann andere Gleichnisse, möchten wir ihm vorhalten, aber damit wäre nichts gewonnen. Denn das Gleichnis sagt uns, daß weniger die Geschichte als die Weisheit dessen, der über die Geschichte predigt, an ein Ende gekommen ist. Er hat uns nichts mehr zu sagen. Und was, nächster Vorhalt, nützt uns dann dieser Aufwand, diese ganze Predigt?

Ja, geistesgeschichtlich, wie man so sagt, können wir das einordnen in die Geschichtsemphase, mit Herder, just mit diesem Text fing es an, gleich darauf schreibt Lessing seine „Erziehung des Menschengeschlechts“, dann kommt Hegel mit der „Phänomenologie des

Geistes“, dann ging es weiter mit Marx (die Franzosen und vor allem die Engländer blieben von dieser Emphase eher unangesteckt). Lessing war übrigens derjenige, der mitten im Text, buchstäblich in der Mitte, innehielt und sich fragte, ob das, was er da schreibe, nicht pure Phantasterei sei – wechselte für ein paar Zeilen das Genre und betete: mach, Gott, daß mich *diese* Zweifel nicht übermannen! Die Argumente, die guten Gründe waren ihm ausgegangen. Und am Ende fragte er: wozu das Ganze? Haben wir etwas davon, so zu denken? Vielleicht geht es gut weiter nach uns, vielleicht blüht uns eine Zukunft, die wir heute allenfalls erhoffen können, eine, in der die Religion einer wahrhaft menschenfreundlichen Moral Platz macht, in deren Geist alle zwanglos leben, Bergpredigt nicht als Maximenrede, sondern als unauffälliger Alltag – aber was habe ich, heute, davon? Mag sein, es kommt. Ich bin dann tot. Ergo: wenn es mir heute Vergnügen machen soll, so zu denken, dann *darf* ich doch dann nicht tot sein. Ergo, Palmström, *werde* ich's nicht sein. Seelenwanderung. Ich bin schon dagewesen, und ich werde wieder da sein. Ich selbst habe den ganzen Cursus schon durchlaufen und werde weiter mitgezogen, und am Ende werde ich Glücklicher unter Glücklichen sein. Ja, so Lessing, und übrigens so auch Ernst Bloch. Dessen „Prinzip Hoffnung“ wäre ihm bloßes Gerede gewesen, ohne an ein persönliches Ticket in die schöne Zukunft zu glauben, seelenwanderungsgläubig auch er.

Nein, Seelenwanderung finden wir nicht bei Herder, aber Trost braucht auch er und weiß, daß er seine Gemeinde ohne jedenfalls etwas Ähnliches wie Trost nicht aus der Kirche lassen kann. Aber woher nehmen? „Die Menschen“, sagt Camus, und mehr sei nicht zu sagen, „sterben und sind nicht glücklich.“ Und wenn man ihnen von der Geschichte predigt, vom Werden und Vergehen und wieder Werden, von all dem Aufwand – sie sterben und sind nicht glücklich. Ob wir Ästchen sind oder ob wir Teil des Stammes waren – wir sterben und sind nicht glücklich. Und der Christ fügt hinzu: Warum hast du aufgehört, von Gott zu predigen, Prediger Herder, und predigst stattdessen von der Geschichte, machst sie zum Götzen? War da nicht vor Zeiten etwas mit einem Goldnen Kalb? Wohin verirrst du dich, Priester, in der Wüste unserer Zeit? Wenn wir gleich singen: „Befiehl du deine Wege und führe mich“, sollen wir dann denken: ja, Palästina, Ägypten, Athen, Rom, Worms und dann Straßburg und nun Paris oder meinethalben Weimar – und nun? welche Wege? Nein, wenn du uns so kommst, gehen wir nicht mit. Ich könnt's ihm nicht verdenken, dem Christen, daß er nicht mitwill, sondern weggeht. Und erst wieder kommt in seine Kirche, wenn *dieser* Prediger gegangen ist.

Die Unentschiedenen werden vielleicht bleiben – aber nun?: geht die Predigt ein wenig weiter noch, nein, diese unsere Zeit ist nicht, was bleiben kann, nicht, worauf die Geschichte hinauswollte: „*Freiheit, Geselligkeit und Gleichheit*, wie sie jetzt überall *aufkeimen* – sie haben in tausend *Mißbräuchen* Übels gestiftet und werdens stiften“ (98) – 1773. Aber lauft nicht weg, sagt er zu denen, die noch zuhören, laßt dem Baum mit seinen Zweigen und Blättern – und Blüten! doch

Zeit ... „auch selbst auf diesem *giftigen ausschweifenden* Baume sprossen gute *Früchte!*“ Wer weiß, eines Tages, eines Tages wird auch aus dem größten Unfug aus ärgerlichster Misere – ja, noch einmal, was? „Der Witz, (...) die *Freiheit zu denken*, war gewiß zu diesem neuen Throne“, auf dem die Menschheit dereinst sitzen mag, „nur wider Wissen und Willen *Gerüst* (...) Ohne Zweifel rede ich noch von *fernen Zeiten!*“ (100f.) Ohne Zweifel – (die Gemeinde, die noch ausgeharrt hat und auf eine befriedigende und möglichst tröstliche Pointe hofft, scharrt mit den Füßen) – und wir? „Lasset uns, meine Brüder, mit mutigem, fröhlichem Herzen auch *mitten unter der Wolke* arbeiten: denn wir arbeiten zu *einer großen Zukunft.*“ (101)

Ja, meine Damen und Herren, auch wenn Sie vielleicht nicht so atemlos gespannt gewesen sind wie meine imaginierten Zuhörer des Predigers Herder, die doch nun den ganzen weltgeschichtlichen Cursus durchschmarutzt haben und auf etwas mehr gehofft haben denn heiße Luft, also meine Damen und Herren hier am Orte, Sie fragen mich: war das alles? Und Sie? und ich? Ja, ich muß wohl einräumen, daß viel mehr nicht kommen wird, nur was bei Predigten, die eben doch nur Worte bieten, allenfalls geboten werden *kann*, ein amüsanter Trick. Sie erinnern sich an den Film „Ist das Leben nicht schön?“ mit James Stewart? Da ist einer, George Bailey heißt er, der ein braves Leben geführt hat, nicht glücklich. Kein Traum wahrgeworden, das Leben schäbig, das Geschäft vor dem Bankrott, die Nerven aufgebraucht, und er mag nicht mehr. Er steht auf der Brücke und will runterspringen. Da kommt ein Engel vom Himmel, packt ihn am Portepée und sagt, er wolle ihm die Welt zeigen, wie sie wäre, wenn er nicht geboren worden wäre. Und siehe, seine kleine Stadt, nicht schön, bißchen schäbig, bißchen nett (aber er wollte immer auf große Reisen gehen), seine kleine Stadt, die er auf dem Weg ins weihnachtlich kalte Wasser verlassen will, wäre ohne ihn, das zeigt ihm der Engel, ein scheußlicher Ort. Die nette Kneipe eine Spelunke, der freundliche Herr, an den er sich erinnert, wer war es doch gleich, ein verwahrloster Trinker und Ex-Sträfling. Den, sagt der Engel, hast du als Junge, du warst Aushelfer in seiner Apotheke, vor einem Fehler bewahrt, er hätte nämlich beinahe zwei Medikamente verwechselt. Ohne dich *hat* er sie verwechselt, daran ist ein Kind gestorben, der Mann ist ins Gefängnis geworfen worden und hat nie wieder Fuß gefaßt. Und so geht es fort. Und unser Mann erkennt: Nichts wäre, wie es ist (sondern alles schlechter), wenn er nicht geboren worden wäre und sein unspektakuläres Leben gelebt hätte.

„Lasset uns, meine Brüder, mit mutigem, fröhlichen Herzen ...“ – ja, nehmt euch ein Beispiel an George Bailey! Eure Enttäuschungen, ihr Lieben, euer Kummer, liebe Brüder, euer Leid, liebe Schwestern – äh, ja, was soll ich sagen?: „wer weiß, wozu es gut ist?“ Ja, *dieser* Spruch, meine Damen und Herren, *dieser* Spruch, ja, es ist eine Frechheit. Aber Herder sagt das alles doch so schön und hat auch flugs ein neues Gleichnis: „das Ganze ist ein Meer, wo Wellen und Wogen, die wohin? aber wie gewaltsam! rauschen – weiß ich, wohin ich mit meiner *kleinen Woge* komme?“

(102) Ja, wäre das nicht vermessen, das wissen zu wollen? Wer sind wir denn, „wer sind wir denn vor Gottes Thron und vor seinem Ratschluß“, hätte ein anderer Prediger gesagt, Herder sagt: wer sind wir denn, daß wir den Überblick hätten und wüßten, worauf und wohin das alles hinaussoll? Vermessen wir uns nicht, besinnen wir uns: wie klein müßte die Welt sein, wie „elend *klein* (...) wenn ich, *Fliege*, es übersehen könnte! (...) wer bin *ich*“ (106).

So schließt die Predigt, so schließt manche Predigt. Der Prediger schweigt, die Kirche ist aus, die Menschen gehen nach Haus' und sind nicht glücklich. Vielleicht macht's der Mittagsbraten für ein Stündlein gut, und wir schauen über die Zeiten hin, wie sie der Stadtprediger Herder vor uns hingestellt hat, und sagen „Segne, was du uns bescheret hast, amen“.

Mokieren wir uns nicht. Es ist doch ein eindrucksvoller Versuch gewesen und so eindrucksvoll vorgetragen, daß so mancher hätte darauf wetten mögen, hier sei der Knoten durchtrennt, die Frage, wie Gott diese Welt hat schaffen und diese Welt-Geschichte hat zulassen können, endlich beantwortet: das *ewige Werden* ist's. Die Menschen sterben und sind nicht glücklich? Wer weiß, wozu es gut ist! Nein, verzeihen Sie, ich spotte schon wieder, man kann ja nicht vergessen, was man weiß, und man kann die Naivität, mit der diese Botschaft, wie andere Botschaften auch, weil sie so schön, so erhaben klingen, wenn ein Prediger sein Geschäft versteht – „eben das ist *Kreditiv seines Berufs*“ (59) –, nicht nachstellen, ohne zur Parodie versucht zu werden. Parodie und Spott, der dann, am Ende der Zeiten oder auch mittendrin, nicht mehr der Weisheit letzter Schluß, sondern Panacée ist, und dann sagt man eben, ich zitiere einen großen Autor des zwanzigsten Jahrhunderts: „des Menschen Leben währet siebzig Jahre und wenn es hoch kommt, oft kommt es einem hoch! war nur dreimal Krieg und zweimal Inflation“.

Aber warum funktioniert das – oder, wo nicht, warum sind wir versucht zu sagen, es funktioniert leider nicht, oder, wie Martin Walser, wie uns berichtet wird, recht schön sagt, wenn es schon keinen Gott gebe, so dürfe man doch bedauern, daß nicht. Transzendente Obdachlosigkeit nannte der frühe Georg Lukács unsere modernen Befindlichkeiten, und wer empfände diese greller, als wenn er im Geschichtsbuch blätterte oder bloß im Fernsehen am Sonntagabend nach der „Lindenstraße“ den „Weltspiegel“ sich ansähe? Da sieht man die Obdachlosen der Welt, denen es schnuppe ist, daß ihnen der Philosoph noch kreditiert, sie seien zudem auch noch transzendental obdachlos, und die Toten, die bloß gern ein wenig weniger grausam gestorben wären, die sich nicht gefragt haben, ob der Tod wirklich das Ende sein müsse, die gehofft haben, er sei es unwiderruflich. Nichts davon bestreitet, bestritte Herder, und doch hält er an der Möglichkeit, man könne Trost finden in der Anschauung des Ganzen fest. Was daran Argument ist, ist lächerlich. Der Ton ist's, der Ton der Predigt, so lange sie dauert. Der Mensch hat seine Heimat verloren, das Paradies war einmal, er ist in die Geschichte entlassen, heimatlos, aber Herder predigt vom „Menschenpaar unter mildesten Einflüssen der schaffenden

Vorsehung“, das „den Faden anspann“, an dem wir noch alle weiterspinnen oder hängen, je nach dem, und da wir heimatlos nicht sein sollen, sollen wir uns denn die Geschichte selbst als neue Heimat ansinnen, wie es in ihr auch zugehe, eine andere haben wir ja nicht, und so lange die Predigt geht, mögen wir, nicht weil der Gedanke schön wäre, sondern weil die Predigt so schön klingt, ein wenig so fühlen, als sei es so. Danach gehen wir eben nach Hause. Ein Junkie sagte mir einmal, im Entzug verliere man mit der Droge auch seine Heimat. Man müsse eben lernen, heimatlos zu leben. – Blicken Sie noch einmal auf das Altarbild, auf den Menschen, der, Erlösung hin oder her, immer noch vor dem Monstrum und dem unbesiegteten Tod fortläuft dorthin, wo es nur noch schlimmer ist – ja, der jüngere Cranach hat ihn vom älteren in das revidierte Bild übernommen, weil der, der die Geschichte als Heilsgeschichte leugnet, immer noch heimgesucht wird und werden soll, und wir, die wir, wenn wir nach der Predigt spüren, daß die Geschichte als Heilsgeschichte allenfalls dauert, solange die Predigt währt, könnten beim Hinausgehen in einem letzten Blick über die Schulter meinen, wir seien gemeint.